

Mehr Welt!

(Zeitbetrachtungen zum Verständnis des Modernismus III.)

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O.Pr. in Freiburg (Schweiz).

Man kann zu verschiedenen Malen die Aeußerung hören, daß die Enzyklika gegen den Modernismus nicht überall die Aufnahme gefunden habe, die ihr gebührt hätte. Das sei ja wohl nicht zu verwundern, daß sich manche von denen, die davon empfindlich getroffen waren, energisch zur Wehr gesetzt hätten; auffallend jedoch sei dies, daß sie selbst unter den Katholiken vielfach, namentlich zu Anfang, mit Schweigen oder doch mit recht zurückhaltenden Aeußerungen sei empfangen worden. Diese Bemerkung ist in der Tat nicht ganz unrichtig. Die Tatsache läßt sich übrigens nicht schwer begreiflich machen. Die hier behandelten Fragen sind so schwierig und so tief eingreifend, daß sie vielen nahezu unfaßlich schienen. Ueberdies ist die Zahl derer, die erst wissen müssen, was die öffentliche Meinung sagt, immer nicht gering. Erschreckt von einer so gewaltigen Erklärung, die dem Gang des sogenannten modernen Gedankens ein mächtiges Halt entgegenrief, wollten viele erst sehen, wie sich die Welt dazu stelle, oder ob sich doch eine Bewegung stark genug kundgebe, daß man ohne Besorgnis seine Zustimmung offen aussprechen könne. Das Schweigen mochte darum auffallen, aber man brauchte daraus nicht gleich bedenkliche Folgerungen zu ziehen. Es war kein Anzeichen von Widerstreben gegen die Stimme des Papstes, es war eher ein Ausfluß aus einer gewissen Furcht vor der Welt, oder, wie man heute sagt, vor der öffentlichen Meinung. Es ist nur ein etwas naiver Ausdruck der eben geschilderten Gefinnung, was wir später zu lesen bekamen: „Was werden wir unseren Kollegen antworten, wenn sie uns wegen der Enzyklika harte Worte geben?“

Was werden wir der Welt antworten? Was wird die Welt dazu sagen? Derlei Worte sind auch ein Zeichen der Zeit, insoweit sie unser öffentliches Auftreten und unser gemeinsames Handeln beeinflussen. Für den Einzelnen ist ja immer die Rücksicht auf die Menschen eine Fessel, die ihn leicht lahmlegt und derer, die in Wahrheit sagen können, daß sie der Menschenfurcht unzugänglich seien, werden nicht allzu viele sein. Aber daß wir aus dieser Rücksicht auf das Urtheil der Welt einen Leitstern für unser Verhalten in kirchlichen und religiösen Dingen machen, das ist doch wohl eine Errungenschaft unserer Tage. Durch Jahrhunderte hindurch hat man uns den Protestantismus als das weltförmige Christentum gepriesen und unter seinen Vorzügen zumal den betont, daß er an die Stelle der weltflüchtigen katholischen Askese eine welterfüllende Moral, an die Stelle der Weltverneinung die Weltbejahung gesetzt habe. Deswegen ist es nie den Katholiken eingefallen, ihre Ueberlegenheit durch Versenkung in die Welt beweisen zu wollen. Im Gegentheil, gerade darum haben sie mit desto größerem Ernst die Pflicht der Askese gelehrt und geübt, und welche großartige Erfolge sie eben hiedurch erzielt haben, das zeigen die glorreichen Zeiten der sogenannten katholischen Restauration. Nun aber ist das auf einmal gerade wie umgekehrt. Nicht leicht macht ein Vorwurf heute so tiefen Eindruck wie der, wir seien weltentfremdet. Wir wollen uns alles gefallen lassen, aber daß man uns dies nachsage, nein, das können wir nicht ertragen. Dieser Schmach muß von uns abgewälzt werden, sonst verdienten wir in der That den Vorwurf der Inferiorität. Diesem Unheil muß vorgebeugt werden und zwar mit allen möglichen Mitteln. Mehr Welt! das sei unser Wahlspruch.

Um dieses Ziel zu erreichen, sucht man sogar die Grundsätze für unser Denken und Handeln zu ändern, ja eine völlig neue Lehre über die Welt und über das Verhalten der Christen zur Welt einzuführen. Die Ausdrücke des Herrn und der Apostel, sagt man uns, könne man denn doch nicht auf die heutige Welt mit ihrer so hoch entwickelten Kultur anwenden. Offenbar hätten sie sich nur auf die damalige Zeit bezogen. Gegenüber einer solchen Herrschaft der Sünde, wie sie die römische Kaiserzeit auszeichnet, seien freilich keine Worte zu hart gewesen. Demzufolge seien auch die Warnungen vor der Gleichförmigkeit mit der Welt und vor dem Zusammengehen mit ihr nicht auf die Welt überhaupt, am allerwenigsten auf unsere

gebildete und gesittete Welt zu beziehen, sondern ebenfalls nur auf die allzu große Freundschaft mit Tiberius und Caligula und Nero, und mit der durch sie vertretenen Gesellschaft. Das alles sei heute anders geworden. So verwerflich die Welt von damals, so bewunderungswert und nachahmungswürdig sei die heutige Welt. Sei damals die Flucht vor der Welt die erste Bedingung zur Umwandlung in einen Christen gewesen, so lebten wir heute in einer Welt, die vom Sauerteig des Christentums durchdrungen und umgewandelt sei. Jetzt wäre Flucht nicht bloß eine unverantwortliche Beleidigung gegen die Welt, sondern auch ein Unrecht gegen sie, denn wir beraubten sie damit der Hilfe, die wir ihr sollten angedeihen lassen, übrigens auch ein Unrecht gegen uns selbst, denn wir entzögen uns dadurch all die unermesslichen Anregungen zum Fortschritt in jeder Beziehung, die wir durch den liebevollen Verkehr mit der Welt, durch Eingehen auf ihre Bestrebungen und durch Ausgleich mit ihren Ideen zweifellos erlangen könnten.

Diese Lehre von der Welt, in der augenscheinlich ein gutes Stück, um nicht zu sagen der ganze Inbegriff des Modernismus untergebracht ist, steht im vollsten Widerspruch zu dem Sinn der Kirche und der heiligen Väter.¹⁾ Diese alle sagen gerade umgekehrt mit dem heiligen Augustin: Je mehr das Ende der Welt herannahet, um so mehr wachsen die Irrtümer, die Schrecknisse, die Bosheit, der Unglaube.²⁾ Sie glauben also nicht, daß die Welt in unseren Tagen aufhören werde, Welt zu sein. Sie glauben aber auch nicht, daß die Welt zur Zeit Christi so schlimm gewesen sei, wie wir sie hier schildern hörten, und glauben nicht, daß Christus seine Warnung im Sinne dieser Modernisten verstanden habe. Nein, der Herr und seine Apostel waren weder Manichäer noch Donatisten. Die Donatisten behaupteten, das Wort Welt habe nur einen übeln Sinn.³⁾ Das ist aber falsch. Es hat oft einen schlimmen Sinn,⁴⁾ es hat aber auch einen guten oder doch indifferenten Sinn.⁵⁾ Verstünde die Schrift unter Welt alle, die sündigen, wer könnte dann

¹⁾ Hier sei der Wunsch ausgesprochen, daß uns jemand eine erschöpfende Abhandlung über die Lehre der Heiligen Schrift und der heiligen Väter von der Welt schenken möge. — ²⁾ Quantum accedit finis mundi, crescunt errores, crebrescunt terrores, crescit iniquitas, crescit infidelitas. Augustin. In Joann. tract. 25, no. 5. — ³⁾ Augustin. Contra Donatistas post Collationem no. 9. — ⁴⁾ Augustin. Sermo 121, no. 1. — ⁵⁾ Augustin. Breviculus Collationis cum Donatistis c. 9, no. 15.

sagen, daß er nicht zur Welt gehöre? Jedoch es ist mit der Welt wie mit dem Reiche Gottes: das Gute und das Böse ist hier gemischt, die Welt ist bald gut, bald böse.¹⁾ Darum kann und muß man sagen: Die Welt ist christlich geworden und ist doch böse und gottlos.²⁾ Denn was die Welt ausmacht, das ist nicht so fast das Böse, das dort geschieht, sondern der Geist, aus dem das Böse hervorgeht,³⁾ der Geist des Stolzes,⁴⁾ der Geist des Unglaubens,⁵⁾ der Geist der Widerseßlichkeit gegen Gott oder doch der Abwendung von Gott, sei es der völligen, sei es der teilweisen und vorübergehenden, der Geist, von dem also jeder seinen Anteil in sich trägt und jeder den Einfluß verspürt, der Geist, vor dem keiner genug auf der Hut sein kann, damit er nicht in der Welt, in der er leben muß, der Welt zum Opfer falle. Darum glaubt uns der Geist Gottes nicht genug vor der Welt warnen zu sollen, ohne daß er uns deshalb erlaubt, die Welt in Bausch und Bogen zu verdammen oder mit Gewalt dem Leben in der Welt ein Ende zu machen. Gott hat die Welt gut gemacht, und hat uns in die Welt gesetzt, damit wir sie zum Dienste Gottes und zu unserem Heil benützen.⁶⁾ Die Welt aber, die gut war, ist böse geworden.⁷⁾ Das legt uns die Pflicht der Wachsamkeit auf. Wir müssen die Welt so benützen, daß uns die Welt nicht fessele.⁸⁾ Was wir zu fürchten haben, das sind nicht ihre Drohungen, sondern ihre verlockenden Reize, ihre Bildung, ihre Kultur.⁹⁾ Das alles hält uns in Vorsicht und Wachsamkeit, gibt uns aber kein Recht, die Welt im ganzen zu verdammen. Das Reich Gottes ist die ganze Welt.¹⁰⁾ Hat sie sich auch zu einem großen, vielleicht zum größten Teile Gott entfremdet, so hat sie sich doch nicht seiner Leitung entziehen können, sondern auch sie dient als Werkzeug zur Ausführung seiner Absichten, durch die er seine Ehre fördert und zugleich unser Heil, vorausgesetzt, daß wir nichts an seinem Wort und nichts an

¹⁾ Augustin. In Joann. tract. 52, no. 10; Opus imperfectum contra Julianum l. 4, no. 77. Contra Donatistas no. 9. — ²⁾ Totus mundus Christianus, et totus mundus impius; per totum enim mundum impii, et per totum mundum pii. Augustin. In epistolam Joannis tract. 4, no. 4. — ³⁾ 1. Joh. 2, 16. Hiezu Augustin. In epistolam Joann. tr. 2, no. 10 ff. — ⁴⁾ Augustin. Sermo 333, no. 6. — ⁵⁾ Augustin. Sermo 219, 222. — ⁶⁾ Augustin. Civ. Dei l. 11, c. 25; l. 15, c. 7, no. 1. De doctrina christ. l. 1, no. 4. — ⁷⁾ Augustin. Sermo 96, no. 4. — ⁸⁾ Utere mundo, non te capiat mundus. August. In Joann. tract. 40, no. 10. — ⁹⁾ Augustin. Epist. 145, no. 2; 231, no. 6. — ¹⁰⁾ Augustin. Retractat. l. 1, c. 4, no. 2.

seinem Gesetz ändern, und daß wir beständig auf der Hut sind vor dem Geist der Welt, den wir mehr in uns als außer uns zu fürchten haben.

Das ist die Lehre der Ueberlieferung. An dieser hat sich nichts geändert und wird sich niemals etwas ändern. Die alte Lehre von der Welt ist heute so neu und zeitgemäß wie in den Tagen des Herrn. Sie war damals modern und ist es heute noch. Wir sagen jetzt Säkularismus¹⁾ und meinen das Gleiche, was man vordem Geist der Welt nannte. Und was wir Modernismus heißen, das verstanden die Väter der Kirche, wenn sie vor dem Weltgeist oder dem Zeitgeist warnten. Wie kommen dann Männer, die doch die Schrift und die Theologie und deren Geschichte kennen sollen, dazu, so verkehrte Sätze aufzustellen, die wir nur in den Ruf „Mehr Welt“ zusammenfassen können? Diese Frage führt uns zu einer Beobachtung, die uns nicht bloß eine Antwort hierauf gibt, sondern uns zugleich den Blick eröffnet auf jenes weite Feld, auf dem der Zeitgeist, der Modernismus, der Säkularismus seine verschiedenen Wirkungen äußert.

Mehr Welt! Dieses Losungswort wäre nicht möglich, wäre nicht die ganze Art zu denken und demgemäß auch zu sprechen von dem soeben geschilderten Geist durchdrungen. Wir wollen damit nicht gleich gesagt haben, daß sich das Denken selbst immer und bei jedem, der dem Zeitgeist huldigt, von diesem den Inhalt vorschreiben lasse. Wir reden zunächst nur von der Art des Denkens und von der Form des Ausdruckes. Diese aber ist oft so weltförmig, das heißt der modernen Art und Weise so angepaßt, daß man selbst bei Verhandlungen über die wichtigsten theologischen Dinge kaum mehr an die Theologie erinnert wird. Glaube niemand, wir tadelten hier einen flüssigen, gewählten Stil. Ja, wollte Gott, der Modernismus schaffte uns nur wenigstens gute Stilisten! Aber seine Darstellungsweise, sklavisch bis zur Lächerlichkeit zusammengestoppelt aus den Nachtwandlerphrasen der französischen und der deutschen Philosophie und den Seiltänzerereien der protestantischen Theologie, und dann mit einem Aufguß aus jüdischem Zeitungskauderwelsch verzuckert, hat mit einem erträglichen Stil kaum mehr zu tun als die hirschgeweihe-mäßige Sprache Oskams. Von irgend einer Wendung oder einem Ausdruck, der uns einmal daran erinnert, daß sich der Verfasser auch

¹⁾ S. Religiöse Gefahr 35. 157. f. 390. Quartalschrift 1904, 249.

mit der Heiligen Schrift oder mit den Vätern beschäftigt hat, ist fast niemals die Rede. Dadurch, sagt man uns, habe sich die Theologie so verhaßt gemacht, daß man die Leser zum voraus schon abstoßen würde, wenn man zu jener Redeweise zurückkehrte. Das sei eben das Geheimniß, das wir heute zu entdecken hätten, die Lehren des Christentums in einer Weise darzustellen, daß die Welt sie wieder annehme, ohne eine Ahnung davon zu haben. Eine lobenswerte Vorsicht, offenbar den Müttern abgelernt, die ihren Kleinen eine bittere Arznei hebringen wollen! Wenn nur die Arznei des göttlichen Wortes dabei nicht so verzuckert wird, daß sie ihre Heilkraft oder auch ihr ganzes Wesen verliert! Aber das ist es gerade, was hier zu befürchten steht. Die Art des Denkens und des Sprechens kann nicht so weltförmig gemacht werden, ohne daß der Inhalt selber entweder säkularisiert wird oder bereits säkularisiert ist. Unsere Modernisten scheinen die Sprache für eine Art von Oblate oder von Latwerge zu halten, unter der man Dinge verbergen könne, die mit der äußeren Hülle nichts zu schaffen hätten. Das ist gerade bei ihnen um so weniger begreiflich, als sie nicht satt werden zu behaupten, die Theologie habe die einfache Lehre des Evangeliums entstellt, indem sie diese zuerst in der Gestalt der platonischen und dann in der Ausdrucksweise der aristotelischen Philosophie entwickelt habe. Und nun glauben sie, die ganze Sprechweise der Theologie und der Väter und der Kirche und der Heiligen Schrift selbst abziehen zu können wie beschmutzte Wäsche und der christlichen Lehre einfach ein neues Moderöcklein anziehen zu dürfen? Wo in aller Welt ist denn eine vernünftige Sprache, in der Form und Ausdruck sich verhalten wie der Fabrikarbeiter und sein Arbeitsmittel? Eine solche Auffassung zeigt allein schon, daß diese Männer weder wissen, was sie tun, noch, was daraus erfolgen muß. Es ist doch nicht bloß Zufall oder Beschränktheit der modernen Gelehrten, daß die Versuche, die Lehre von der Transsubstantiation in der Kantischen Denkweise, und die von der kirchlichen und von der priesterlichen Gewalt im Sinn des Kollektivismus darzustellen, mit Häresien geendigt haben. Täusche sich niemand! In theologischen Dingen spielt man nicht ungestraft mit Worten, viel weniger noch mit Begriffen. Man hat gemeint, das wäre die rechte zeitgemäße Art, die Person Christi in der Apologetik unserem Geschlecht wieder wert zu machen, indem man ihn als den wahren Uebermenschen schildere, denn kein Wort mache heute so viel

Eindruck wie dieses. Hier darf man wohl auch beten: Herr, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie dir antun. Sie wissen nicht einmal, was sie sagen. Verstünden sie, was Niessche unter dem Wort Uebermensch versteht, sie würden dir eine solche Lästerung ersparen. Du, ein Wurm und kein Mensch, und dich nennen sie Uebermensch. Nein, sie wissen nicht, was die menschliche Sprache ist, und nicht, was von ihr abhängt. Aber dahin mußte es kommen, weil sie die Sprechweise der Theologie und der Kirche und der Schrift verlernt haben. Treu ihrer Losung: „Mehr Welt!“ haben sie nur mehr reden zu sollen geglaubt, wie die Welt zu reden liebt. Darüber haben sie aber erst Sinn und Geschmack und zuletzt sogar das Verständnis für die Sprache und die Denkweise der Kirche verloren. Und dabei glauben sie noch immer etwas Großes und Zeitgemäzes getan zu haben.

Hiermit hängt ein Zweites zusammen. Seitdem es der Modernismus zuwege gebracht hat, daß es jeder als eine Art von Ehrensache betrachtet, einen neuen Beweis für unsere Inferiorität zu entdecken, steht auch das Wort von der Minderwertigkeit der katholischen Belletristik auf der Tagesordnung. Zu Anfang war die Tragweite dieses Gegenstandes nicht ganz klar. Erst mit der Zeit hat sich herausgestellt, welchen Sinn er hat. Darüber kann ja kein Zweifel bestehen, daß das katholische Bekenntnis kein Hindernis ist, eine gute Novelle zu schreiben. Und auch darüber nicht, daß es den Katholiken, die die Feder führen können, nicht so übel anstehe, die Schundliteratur der Gegenwart durch eine bessere Literatur zu ersetzen. Und ebenso wenig darüber, daß eine katholische Literatur nicht langweilige Moralisiererei oder aufdringliche Missionspredigt in Form von Romanen zu sein brauche. Man könnte nur bescheidene Zweifel darüber hegen, ob diese Sache die hohe apologetische Bedeutung besitze, die ihr manche beilegen wollten. Denn daß die Welt eher katholisch werden oder doch die Vorurteile gegen unsere Religion ablegen sollte, wenn wir einige Duzend Goethe und Schiller aufweisen können, das ist doch ein etwas sanguinischer Enthusiasmus. Wir können ja Sebastian Bach und Richard Wagner auch Mozart und Haydn und Palestrina entgegensetzen. Die Bekehrungen aber, die sich daraus ergeben, werden bald gezählt sein. Gar manche schwärmen für Dante und für Calderon, und bleiben doch, was sie sind. Allein so lang sich die Frage innerhalb dieser Grenzen bewegte, war ihr Sinn selbst denen nicht klar, die sie aufgeworfen hatten. Allmählich aber brachte sie die all-

gemeine Bewegung der Geister in den Zusammenhang, indem sie erst verständlich wurde. Ein Zweifaches war es, was nun aus ihrem dunkeln Schoß hervorging. Freilich, hieß es nach und nach, brauchen wir eine überlegene katholische Belletristik. Aber das darf nicht mißverstanden werden. Wir meinen nur, daß Katholiken gute, schöngeistige Werke schreiben, nicht aber, daß sie katholische Ideen darstellen. Wenn wir von katholischer Belletristik reden, so meinen wir nur die Personen der Schriftsteller, nicht den Inhalt ihrer Werke. Im Gegenteil, dagegen verwahren wir uns hoch und feierlich, daß unsere Belletristik in diesem Sinn katholisch sei. Das hieße für uns Katholiken ein literarisches Ghetto aufrichten. Wir aber wollen hinaus aus diesen engen Schranken. Mehr Luft, mehr Freiheit, mehr Welt! Die Religion gewiß in Ehren! Aber sie hat nur mit rein religiösen Dingen zu tun. Die Kunst gehört nicht zu ihrem Gebiet, sondern sie gehört der Welt und ihrer Bildung an. Gerade darum müssen wir uns dieses Arbeitsfeldes bemächtigen, um zu zeigen, daß auch der Katholik ein guter Weltmensch sein kann. Das letzte Wort ist freilich richtig, wenn es nur nicht in diesem Zusammenhang die Welt als Gegensatz zum katholischen Denken und Handeln hinstellte. Sicher sollte der Katholik der beste Geschäftsmann, der zuverlässigste Arbeiter, in jedem Zweig der Kultur ein durchaus brauchbarer Mann sein. Will er aber das werden nicht als Katholik, mit absichtlicher Ausschließung religiöser Beweggründe, einzig und allein als Mensch, worin unterscheidet er sich dann von den Vertretern der ethischen Kultur, und wie erfüllt er das Gebot: Ihr möget essen oder trinken oder etwas anderes tun, tut alles zur Ehre Gottes? (1. Kor. 10, 31.) Und, was noch mehr ins Gewicht fällt, heißt das nicht dasselbe anstreben, was Kraus und seine Nachfolger mit dem Wort „religiöser Katholizismus“ wollen? Die Religion soll in die Herzen und in die Kirche wie in eine Kaserne eingepfercht werden; will sich ein Katholik außerhalb nützlich machen, so muß er zuvor Tornister und Uniform ablegen und lediglich als Zivilist auftreten. Damit werden alle Gebiete des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Tätigkeit dem Einfluß der Religion entzogen, Politik, soziale Frage und sämtliche Zweige der schönen Kultur. Geschieht das aber so grundsätzlich, wie es hier verlangt wird, dann bedeutet dies nicht bloß eine Entchristlichung im rein negativen Sinn, sondern eine positive Verweltlichung, das heißt die Auslieferung an die Grundsätze der Welt, in-

sofern sich diese vom Einfluß der christlichen Gesetze losgemacht und sich diesen selbständig gegenübergestellt hat. Eine bloße Indifferenz ist in der Praxis nicht möglich, am allerwenigsten dort, wo die Gegensätze so groß sind. Die Worte: Kunst um der Kunst willen! sind einfach eine Kriegserklärung. Sie bedeuten zunächst freilich nur die Trennung der Kunst von den Geboten der Religion. Da aber die Religion ihre Gesetze für das Denken wie für das Handeln nicht preisgeben darf noch kann, so ist der Kampf unvermeidlich. Eine Trennung von Staat und Kirche ist ja wenigstens denkbar, eine Trennung der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft von der Religion ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Katholiken auffordern, daß sie diese Wege gehen, heißt ihnen zumuten, was ihnen ihr Gewissen verbietet. Ein katholischer Kritiker, der den modernen Ideen huldigt, gibt dem selber unwillig Zeugnis. Er hat bessere Ergebnisse der auch von ihm geförderten Bewegung gehofft, er findet aber, daß diese im katholischen Volk nicht den gewünschten Anklang finde. Die Gründe dafür sieht er darin, daß die alten Begriffe von Tradition und von Autorität dieser neuen Richtung hinderlich im Wege stünden. Damit bestätigt er nur, was wir soeben gesagt haben. So lang der Katholik als Katholik denkt und fühlt, lehnt er den Ruf „Mehr Welt“ ab, oder, wie sich der genannte Kritiker ausdrückt, geht er nicht auf die „modernen Probleme“ ein. Gebe Gott, daß das auch in Zukunft so bleibe, damit der Glaube und die Religion die Herrschaft über das Leben bewahren, und damit die Literaturgeschichte späterer Zeit wenigstens den Katholiken das Zugeständnis machen müsse, daß sie, dank ihrer religiösen Ueberzeugung, in Mitte einer Literatur der Folterbank und der Hysterie verhältnismäßig gesund geblieben sind und besonnen gearbeitet haben.

Diesen Wunsch sprechen wir mit verdoppeltem Ernst aus, wenn wir eines dritten Gebietes gedenken, auf dem die Losung „Mehr Welt!“ mit ganz besonderem Nachdruck ausgegeben wird. Wir meinen die Doppelfrage von der Erziehung des Klerus und von der Einweisung des Klerus in seine Aufgabe mit Rücksicht auf die Anforderungen der Zeit. Auch diese Frage hat ein Janusgesicht; nach der einen Seite soll das praktische Verhalten des Klerus zeitgemäßer umgestaltet werden, nach der anderen Seite soll dessen geistige Ausbildung eine dementsprechende Reform erfahren.

Die Verhandlungen über den ersten Punkt sind nicht neu, sie haben nur durch die Herbeiziehung der modernen Ideen eine etwas

erneute Form angenommen. Mehr Welt! heißt es auch hier. Sei das Christentum, wenigstens das „Christentum in seiner Ausgestaltung zum Katholizismus“ — diese einzige Phrase ist schon ein Programm! — sei also, um ganz modern zu reden, die katholische „Weltanschauung“ überhaupt mit dem großen Fehler der Weltentfremdung behaftet, so der Klerus ganz besonders. Diese Seminarerziehung in weltfernen geistlichen Kasernen mit möglichst kleinen Fenstern und undurchdringlichen Mauern könne nur Geistliche heranziehen, die von der Zeit und ihren Bedürfnissen keine Ahnung hätten. Es sei schon schädlich genug, daß sie dort die schönste Zeit ihres Lebens im dumpfen Hinbrüten über geistliche Uebungen und mit liturgischen Exerzitien verträdelten, und weiter nichts lernten als die egoistische Sorge um ihr eigenes Seelenheil. Noch weit verhängnisvoller sei es aber, daß sie damit das Leben, auf das sie einst einwirken sollen, nicht kennen lernten. Es sei vergebene Vertrauensseligkeit, von Geistlichen, die aus dieser Schule hervorgehen, zu erwarten, daß sie einen Begriff von den Anforderungen der Gegenwart erhielten. Wie solle aber die Kirche ihr Verhalten jemals ändern, wie je in den Stand gesetzt werden, auf die Zeit zeitgemäß einzuwirken, wenn gerade die, von denen das vor allem abhängt, jeder Einsicht in die wirkliche Lage systematisch entfremdet würden? Darum sei es die erste Bedingung für eine bessere Gestaltung der Zukunft, daß die „geistliche Jungmannschaft“ — auch ein gut moderner Ausdruck! — dort herangebildet werde, wo sie allein für ihre wahre Aufgabe — zu der augenscheinlich Seelsorge, Seelenrettung und Seelenleitung nicht gehören — das richtige Verständniß finden könnten, das heißt an den Universitäten. Im Umgang mit jungen Männern aus allen Ständen und Berufsarten, im fröhlichen Genuß des Lebens unter gleichgestimmten Freunden, in der Ausnützung aller modernen Bildungsmittel, Theater, Museen, Sammlungen, lernten sie das Leben kennen mit seinen schönen Seiten, mit seinen Gefahren und Verirrungen. Seien sie selbst durch all diesen Klippen und Verirrungen glücklich hindurchgegangen, dann erst wüßten sie, was es um die Welt ist, dann könne man auf sie als wetterhart bewährte Steuermänner zählen, und dann dürfe man zuversichtlich erwarten, daß unter ihren Händen der träge Lauf des Kirchenschiffes bald in raschere Bewegung übergehen werde.

Dazu müsse freilich ein Zweites treten. Die geistige Ausbildung des Klerus müsse unbedingt nach anderen Grundsätzen eingerichtet

werden. Was hätten all die unnützen Fächer, die sich aus alter Zeit her immer noch fortschleppen, mit dem heutigen Leben zu tun? Begreiflich, daß die Geistlichen ihrer Aufgabe so wenig gewachsen seien, wenn man erwäge, daß sie eine Reihe von Jahren auf Lehrgegenstände verwenden müßten, die sie nur um des Examins willen betrieben und dann so schnell wie möglich vergäßen. Mit dieser ganzen Scholastik bringe man heute kein Wickelkind mehr zum Glauben — doppelten Respekt vor ihr, wenn sie das ehemals fertig brachte! — geschweige unsere des Glaubens satte Welt. Wenn unsere Geistlichen den Glauben nicht besser kennen lernten als so, wie es in diesen alten Scharteken dargestellt sei, dann dürfe man sich freilich nicht darüber verwundern, daß sie keinen Eindruck mehr mit ihren Predigten machen. Darum müsse auch hier gesagt werden: Weniger Scholastik, mehr Welt. Mehr Geschichte, mehr Naturwissenschaft, mehr Literatur, mehr Nationalökonomie, mehr Staats- und Privatrecht, mehr Soziologie, mehr Studium der Kunst, mehr praktische Kurse für moderne Sprachen, für parlamentarisches, für journalistisches, für soziales Wirken und für das Auftreten als öffentlicher Redner! Der Geistliche müsse überall zu Hause sein, überall nicht bloß mitreden, sondern als Ratgeber und als Führer, und vorbereitet für jede Verwendung, die ihm einst könne zugemutet werden. Zu solchen Geistlichen werde das Volk mit Bewunderung emporblicken, vor solchen werde selbst die dem Christentum entfremdete Welt bald wieder Achtung haben.

Diese sicherlich gutgemeinten Ratschläge bedürfen keiner Widerlegung, denn sie ersticken sich selber durch ihre Uebertreibung. Man wird uns freilich entgegen, es werde sich aber niemand finden, der so unsinnig sei, all das in das Gehirn eines jeden angehenden Theologen hineinstopfen zu wollen. Freilich nicht, wenn wir nach einzelnen Namen fragen. Aber jedes Jahr kann man all diese Forderungen und Vorschläge, und noch mehr dazu, zu wiederholten Malen lesen, diesen in dieser Zeitung, jenen in jener Zeitschrift, ein halbes Duzend in einer Kritik, ein ganzes in einer Broschüre. Jeder einzelne Kirchenverbesserer denkt nur an seinen Rat und ist aufs höchste verletzt, wenn er nicht Beachtung findet. Aber all diese weise Mahnungen sind immer an die nämliche Adresse gerichtet. Bei der kirchlichen Autorität treffen sie alle ein, und von ihr verlangen alle, daß sie allen bereitwillig entspreche. Was soll diese damit anfangen? Ver-

zweifeln kann sie ja doch nicht über solchen Zufluß von Weisheit. Von Durchführung dieser Maßlosigkeiten kann auch keine Rede sein. So bleiben zuletzt selbst nützliche und mögliche Maßregeln unausgeführt, weil bei dem ungestümen Zudrang das eine dem anderen hinderlich wird und das Nachgeben nach einer Seite den Ansturm von zehn anderen Seiten zu einer ernstlichen Gefahr macht. Nur mit banger Sorge um die Zukunft kann man den Gang des Studentenwesens verfolgen. Das Wort Studenten wird man wohl bald völlig preisgeben müssen. Wir reden nicht von den Frischschoppen, den Fechtübungen, den Ausflügen, den Kneipen, den Kränzchen, den Bällen, den Stiftungsfesten u. s. f. Das sind alte Feinde des Studiums, über deren Natur sich niemand täuscht. Die neuen Feinde, die aus guter Absicht ins Feld geführt werden, sind vielleicht noch gefährlicher, eben um ihres verführerischen Scheines willen. Unter allen denkbaren Titeln empfiehlt und fördert man Konferenzen, wissenschaftliche Zirkel, Disputationsversammlungen, Diskussionsabende, freie Vorträge zur Einführung in das politische Leben, sozialpolitische und literarische Gesellschaften mit einem Programm, dessen Vielseitigkeit die Sitzungsberichte jeder Akademie in Schatten stellt. Lauter Dozenten, die einzigen Studenten sind vielleicht die alten Herren, oder doch die Professoren, die hier zu Füßen der jungen Herren sitzen. Das dauert bis tief in die Nacht, mit der unvermeidlichen geselligen Unterhaltung bis in den Morgen hinein. Und dann sollen die Stützen der Zukunft morgens um 8 Uhr zu den Füßen ihrer Zuhörer von gestern lernen! Die Sache wird doppelt bedenklich, wenn es sich um Einführung ähnlicher Zustände bei den Studierenden der Theologie handelt. In der Tat ist dies die Hauptabsicht jener, die an der Erziehung in den Seminarien vornehmlich das zu tadeln haben, daß die künftigen Geistlichen dort zu wenig in die Welt eingeführt werden. Wie kann man aber erwarten, daß ein Theolog unter solchen Umständen morgens seine Betrachtung halte, seine Gebetsübungen vornehme und dann an dem trockenen „Brotstudium“ eines langen Tages Interesse finde? Und wie sollen dabei tüchtig gebildete Theologen erstehen — von Priestern reden wir nicht! Martin Rade, eine gewiß nicht „finstere, mittelalterliche Mönchsgestalt“, fragt, wie es kam, daß Adolf Stöcker bei seinen Gaben, seinem Eifer und seinem Ernst verhältnismäßig so wenig nachhaltig gewirkt hat. Und er sagt: Gewiß hat er gearbeitet wie wenige, aber

Theologie hat er in seiner Jugend nicht studiert, wie er sollte; dieser Mangel war später nie mehr hereinzubringen (Christliche Welt 1909, 212). Schon Nikolaus von Cusa sagt: *Timeo, quod traditio hominum, liberalium scilicet artium et iurium fori, sit instrumentum, per quod Satan non solum occupat homines, ne se dent ad verbi Dei saporem, sed sint superseminata semina zizaniae, quae simplicitatem fidei et ejus fructum impediant* (Excitationum I. 9. Paris. 1514. II. fol. 166. a. b.). Diese Worte sind in der nächsten Generation nach Cusa fürchterlich zur Wahrheit geworden. Zum Glück ist, dank der göttlichen Anordnung, jene Autorität, in deren Händen die Leitung der ganzen Kirche liegt, so hoch über all diesem Schneeflockengewimmel gestellt, daß dort der Blick in das, was der Kirche nützlich und nötig ist, dadurch nicht getrübt werden kann. Je mehr derlei Vorschläge auftreten, umso entschiedener hat Pius X. betont, daß die Vorbildung des Klerus eine gründliche theologische Bildung mit Ausschluß alles nicht zur Sache Gehörigen sein soll. Auch für diese Weisung müssen wir ihm vom Herzen dankbar sein. Er will so wenig wie sein Vorgänger oder irgend einer der Päpste den Klerus in ein theologisches Ghetto einsperren, darüber hat er sich deutlich genug ausgesprochen. Aber er will den Klerus als Klerus erziehen und gebildet wissen. Deshalb befiehlt er, ihn in den Wissenschaften und in den Pflichten zu unterrichten, die er zur Durchführung seines geistlichen Berufes braucht. Was immer als Hilfsmittel daneben dienlich ist, das wünscht er zur Verwendung gebracht, aber als untergeordnete Nebensache, und so, daß es kein Hindernis für die Aneignung des Wesentlichen, sondern vielmehr eine Förderung für die Hauptaufgabe sei. Dies ist der Gesichtspunkt, nach dem die Kirche von jeher die Vorbildung des Klerus eingerichtet hat. Dabei bleibt sie auch heute, und sie muß es mehr als jemals, gerade aus Rücksicht auf die Lage der Zeit.

Was verlangt denn die Welt von heute, wenn sie Anforderungen an den Priester stellt? Wir berufen uns diesmal auf die ganze Welt, die Welt im guten wie die Welt im schlimmen Sinn, die christliche wie die unchristliche. Die paar Professoren an den Universitäten, die etlichen Zeitungsschreiber, und die Tarockbrüder am Stammtisch, die einen vorurteilslosen, einen weltläufigen Geistlichen, einen Geistlichen, der mit sich handeln läßt, als ihr Ideal lobpreisen, kommen wahrhaftig nicht in Betracht. Sonst aber stimmt

in diesem Stück merkwürdigerweise das Urtheil selbst jener Welt, die vom Geistlichen keinen Gebrauch macht, mit dem der Gläubigen und der Frommen überein, wenigstens in der Hauptsache. Und was das christliche Volk an seinen Geistlichen wünscht und sucht, das wissen wir alle. Nach der Rubrik Weltförmigkeit richtet es sein Urtheil nicht ein. Ein weltlich denkender, ein weltlich gesinnter und ein weltlich lebender Geistlicher mag überall zu Hause und überall brauchbar sein, man verwendet ihn auch überall, wo es sich um weltliche Dinge handelt, aber Seelenangelegenheiten vertraut man ihm nicht an, lieber geht oder reist man bis in weite Ferne und schüttet dort nebst der Last des eigenen Herzens die Klage darüber aus, daß man beim Herrn zu Haus gar keinen Trost und keine Hilfe finden kann. Ist aber ein Priester wahrhaft vom Geist des Herrn, vom Geist der Frömmigkeit, der Kirchlichkeit und des Seeleneifers durchdrungen, o wie ist das Volk so glücklich und so stolz auf ihn! Und selbst die Honoratioren und die Liberalen im Städtlein sagen: Jung ist er, das ist wahr, mit dem Predigen tut er sich schwer, aber allen Respekt vor ihm, ein Priester ist er, das muß man ihm lassen. Darin hat sich das Urtheil unserer Zeit durchaus nicht geändert. Im Gegentheil, je schlimmer die Lage wird, umso dringender fühlt die Welt, daß sie Priester braucht, Seelsorger, Männer, die innerlich vom Geist des Glaubens und der Andacht erfüllt sind, kurz Geistliche im vollen Sinn des Wortes. Und auch die, denen die soziale Tätigkeit des Klerus als Maßstab für dessen Brauchbarkeit gilt, weichen von diesem Urtheil nicht ab, denn sie finden doch heraus, daß ein wahrhaft frommer, vom kirchlichen Geist durchdrungener Priester stets die größte Opferfreudigkeit und fast immer das nötige Geschick zur Führung der äußerlichen Geschäfte besitzt. Sehen Sie, sagte vor Jahren eine reiche, angesehene Dame, wir haben es mit allen versucht, wir haben Fromme gehabt und haben Geschickte und Weltläufige gehabt; ich sage Ihnen, man ist doch mit den Frommen am besten versehen. *Pietas ad omnia utilis*, sagt bekanntlich schon der Apostel (1. Tim. 4, 8). Dabei verlangt er schon auch, daß die zuverlässigen Männer, die er unter die Diener der Kirche will aufgenommen wissen, geeignet seien, andere zu belehren (2. Tim. 2, 2). Damit hat er dieselbe Weisung ausgesprochen, die unser Heiliger Vater gegeben hat. Es ist ja gewiß schön und gut, wenn der Geistliche dem Schullehrer durch sein Wissen überlegen ist und eine gewisse Achtung ein-

flößt. Nur ist er nicht dazu in die Seelsorge gesandt, damit er diesen durch seine Gelehrsamkeit beschäme und daß er überallhin als erste Autorität in sozialen Fragen als Redner auf Versammlungen reise, sondern zunächst zu dem Zwecke, daß er das Volk belehre über das, was zum Heil nötig ist, und daß er es gegen die Ansteckung durch den Unglauben wahre. Dazu aber bedarf er einer gründlichen Theologie. Wir lassen es auf das Urtheil aller erfahrenen Seelsorger ankommen, indem wir behaupten, daß einer in dieser Zeit einen guten Schatz von theologischem Wissen sein Eigenthum nennen darf, und sollte er auch nur Katechese und Predigt auf dem Land zu verstehen haben. Mit ein paar dürftigen Ueberresten einer dürftigen theologischen Bildung hat einer wohl nie seiner schweren Aufgabe große Ehre gemacht, heute aber könnte er leicht selbst unter den einfachsten Verhältnissen argen Schiffbruch leiden. Ferne sei es, deshalb zu raten, man solle aus der Bildung des Klerus alle weltlichen Unterrichtsgegenstände entfernen. Das ist ja sicher richtig, daß der Geistliche nicht vielseitig genug gebildet sein kann. Aber zuerst muß er die Bildung erlangen, die ihn zum Geistlichen macht, die theologische und die asketische. Alles andere nur, soweit Zeit und Kräfte reichen, und ohne Schaden für das Wesentliche. Mögen die, denen eine Erweiterung des Bildungskreises für den Klerus so sehr am Herzen liegt, dazu behilflich sein, daß auch die Zeit der theologischen Vorbereitung dementsprechend verlängert werde, dann läßt sich manches von dem, was ihnen wünschenswert erscheint, eher zur Einführung bringen. Unter dieser Voraussetzung würden wir von ganzem Herzen auf ihre Seite treten, immer jedoch mit dem Vorbehalt, daß auch dann das Hauptgewicht auf die theologische Durchbildung gelegt werden müsse, denn unserer festen Ueberzeugung gemäß ist die Zeit, die der Vorbereitung auf das Priestertum gewidmet ist, viel zu kurz, als daß eine den dringenden Anforderungen der Gegenwart völlig angemessene theologische und asketische Schulung durchgeführt werden könnte. Wäre indes die Zeit auch noch so lang, eine Einführung von mehr Welt könnten wir nie begutachten. Mit andern Worten: Erlaubten es die Umstände, die rein weltlichen Studien nach Belieben auszudehnen, immer müßten doch die theologischen den Vorrang haben und die übrigen in ihren Dienst nehmen. Der Priester mag betreiben was immer, als rein weltliches Geschäft oder Studium darf er es nie betreiben, stets muß es für ihn ein

Mittel sein: Gott besser dienen und seinen priesterlichen Beruf gedeihlicher ausüben zu können.

Überall gibt es nur eine Antwort: Nicht mehr Welt, sondern mehr Gott! Nicht die Hinnegung zum Geist der Welt kann uns helfen, sondern nur die Erfüllung mit dem Geist Gottes. So viel wir uns an die Welt anlehnen, so viel verlieren wir von der Kraft Gottes, so viel von der Fähigkeit, der Welt das Heil zu bringen. Weltförmige Leute hat sie selber genug, dazu bedarf sie unser nicht. Aber ein einziger gottförmiger Mensch könnte um so mehr Wunder wirken, je mehr diese Art von Menschen selten und wundersam geworden ist. Ohne Versuch zur Rettung dürfen wir die Welt nicht preisgeben. Um so dringlicher ist die Mahnung, daß wir den Weg einschlagen, der allein der Welt und uns zum Heil sein kann. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet — unser Glaube, sagt der Apostel (1. Joh. 5, 4), für damals, für heute, für immer.

Die Steuerpflicht.

Von P. Saedler S. J., Valkenburg (Holland).

Nur wenige Fragen der Moralthologie werden heute so scharf umstritten wie die Frage der Steuerpflicht.¹⁾

Das ist auch gar nicht zu verwundern, schon wegen der Materie; denn mit einer dem Naturgesetz gleichenden Unerbittlichkeit begleitet die Steuerlast den heutigen Staatsbürger, man möchte fast sagen von der Wiege bis zum Grabe. Der Moralist aber, der sich an die wissenschaftliche Analyse der Steuerpflicht begibt, gewahrt bald, daß er es mit einem Problem zu tun hat, das seinen lebendigen Zusammenhang mit den entsprechenden kulturgeschichtlichen Institutionen nicht verleugnen kann und infolgedessen jedem starren Prinzipienzwange über ein bestimmtes Maß hinaus widerstrebt. Wer die innerliche Beziehung der Steuerpflicht zur Gestaltung des entsprechenden Steuerwesens übersieht und die Grundsätze längst entschwundener Zeiten unbedenklich auf die modernen Verhältnisse überträgt, ist zur Lösung unserer Frage jedenfalls ungeeignet. Nur wer die Steuer-sphäre, in der der konkrete Mensch sich bewegt, gehörig berücksichtigt, kann ihm über seine Steuerpflicht etwas Vernünftiges sagen.

Nach diesem Grundsatz versuchen folgende Ausführungen aus den modernen, insbesondere deutschen Steuerverhältnissen heraus zu einem adäquaten, praktisch brauchbaren Ausdruck der Steuerpflicht zu gelangen.

¹⁾ Die historische Seite des Problems behandelt Dr. Hamm in seiner bedeutsamen Schrift: Zur Grundlegung und Geschichte der Steuermoral. Trier 1908.